

Das Bauwerk als Antithese

Autor(en): **Geissbühler, Dieter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Karton : Architektur im Alltag der Zentralschweiz**

Band (Jahr): - **(2015)**

Heft 32

PDF erstellt am: **01.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-685463>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Bauwerk als Antithese

von Dieter Geissbühler

Auch wenn das Projekt schon vor seiner Realisierung Aufmerksamkeit erregt hat, drang es mit der Veröffentlichung in der Ausgabe 5-12 von «Werk, Bauen und Wohnen» stärker in mein Bewusstsein. Allerdings war es eher dem Umstand geschuldet, dass der Bau in noch unfertigem Zustand bereits publiziert wurde.

Weil jede Architekturzeitschrift scheinbar bedeutende Bauten als erste zeigen möchte, beeinflussen für die architektonische Qualität nebensächliche Aspekte die Wahrnehmung eher ungünstig. Es bedarf eines gewissen zeitlichen Abstands, um sich der wahren Qualitäten anzunehmen.

Valerio Olgiatis Werk in Zug besitzt heute den Status einer Antithese zur architektonischen Massenware, die gerade das gesamte Entwicklungsgebiet zwischen der Gubelstrasse und dem Schleifeweg prägen. Deren Charakter lässt sich als globalisierte Repräsentationsarchitektur mit Hochglanzerscheinung beschreiben. In der für eine Kleinstadt wie Zug beträchtlichen Masse entsteht eine Sterilität und Belanglosigkeit, die wenig dazu beitragen kann, städtische Qualitäten im Sinne eines für den Benutzer attraktiven Lebensraumes zu etablieren. Dies mag zwar in der Mentalität der spezifischen Zuger Wirtschaftskreise verwurzelt sein, steht aber einer vorhandenen siedlungsbaulichen wie landschaftlichen Realität gegenüber, die eine spezifische Antwort verdient hätte.

Olgiatis Bau ist nun seinerseits keine Antwort auf etwas typisch Zugerisches, sondern eine Reaktion auf die Anonymität und Undifferenziertheit des Kontextes. Die Antwort ist zu allererst die Schaffung einer sehr tiefen «Vorzone», die visuelle Distanz schafft, sowohl

für den Bewohner des Gebäudes wie für den Betrachter auf der Strassenebene. Dieser über-grosse Schwellenraum ermöglicht es, eine räumliche Autonomie zu schaffen, dem Gebäude seine kontrollierte Aussenwelt als Puffer vorzulagern. Die weiteren gestalterischen Massnahmen erscheinen dann folgerichtig, die grossen ovalen Lochungen, die eher die vertikalen, respektive den schrägen Blick stärken, wie auch die gewählte Farbigkeit lösen das Bauwerk aus einem erweiterten Kontextbezug.

Der Bau negiert diesen Kontext zwar nicht, denn auch hier ist eine raumhohe Befensterung Standard, sondern stellt sich ihm selbstbewusst, aber nicht lehrmeisterlich, gegenüber und schafft sich selbst sein eigenes räumliches Gefäss. Während die für Olgiati wohl wichtigen Vorbilder wie Lina Bo oder die Escola Paulista ihre wichtigen Interventionen in Bezug auf den öffentlichen Raum unternommen haben, sucht er hier ähnliche Qualitäten für den Übergang vom Strassenraum (hier allerdings oft auch etwas hilfloser Zwischenraum) zum Wohnraum zu schaffen, wobei dieser Raum ganz eindeutig den Bewohner privilegiert. Dabei konzentriert er sich, wie die genannten Vorbilder, auf die Kraft der plastischen Ausprägung der Tragstruktur eines Gebäudes und ähnlich wie z.B. bei der Villa Shoda von Le Corbusier wird deren räumliche Tiefe zur massgebenden Qualität für den Bewohner.

In diesem Sinne besitzt der Bau von Olgiati didaktische Aspekte, die über die gestalterische Qualität und die durchaus kontrovers zu diskutierende architektonische Ausprägung hinausgehen, eine Leistung die man sich im aktuellen Architekturgeschehen häufiger wünscht.



*Dieter Geissbühler, Dipl. Architekt ETH SIA BSA mit Büro
in Luzern. Professor für Architektur an der HSLU-T&A.
Schreibt seit 1996 regelmässig über Themen des Städtebaus
und der Architektur. Gründungsmitglied des Vereins
Autorinnen und Autoren für Architektur.*

Foto: Javier Miguel Verme